Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 27 (2020)
Heft: 300

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mit Covid-19 wird das Sterben öffentlich. Und damit die Einsicht, dass uns die früher selbstverständliche Perspektive über den eigenen Tod hinaus abhanden gekommen ist. Von Ludwig Hasler

46

Kulturfasten – Was heisst das konkret? Auskünfte von Theaterleuten, Nothilfe im Anlaufen, kontroverses Streaming und ein Blick nach Deutschland und Österreich. Von Peter Surber

48

«Die Moderne im Kleinen»: St.Galler Bauten aus den krisengeprägten 1930er-Jahren. Nina Keel stellt den Linsebühl-Bau vor.

50

Stefan Kellers grosse Reportage über die Geschichte der Arbeit im Thurgau ist ein biografisches Feuerwerk – dicht, präzise und äusserst unterhaltsam. Von Roman Hertler

52

Das Museum Heiden und seine Sammlung aus «Niederländisch-Indien»: Andreas Zangger, Mitautor von Buch und Ausstellung, über die Hintergründe. Von Hanspeter Spörri

55

Und alles ohne Auferstehung?

Mit Covid-19 wird das Sterben öffentlich. Und damit die Einsicht, dass uns die früher selbstverständliche Perspektive über den eigenen Tod hinaus abhanden gekommen ist. Ein Essay über die existentielle Dimension der Krise: das Sterben und das Nicht-sterben-Wollen.
Von Ludwig Hasler

Die Bilder vom Corona-Tod bleiben hängen. Wie in Bergamo Kolonnen von Armee-Fahrzeugen die Särge aus der Stadt bringen. Wie in New York Gabelstapler die Leichen zu Kühllastern fahren, die auf der Strasse parken. Hier in der Schweiz führt sich die Pandemie freundlicher auf, die Spitäler sind prima vorbereitet, Ärztinnen und Pfleger selten überfordert, Beatmungsgeräte gibt es reichlich. Dennoch möchten auch wir nicht so sterben, im Koma, auf Intensivstationen, maschinell beatmet, reduziert auf den hinsiechenden Körper, komplett isoliert, rigoros getrennt von Familie, Freunden, ohne deren Zuspruch, ohne Händedruck, ohne Abschied, ohne öffentliche Abdankung.

Wie möchten wir denn sterben – wenn überhaupt? «Im Grunde glaubt niemand an den eigenen Tod», sagt Sigmund Freud. Also leben wir, als lebten wir ewig. Es sterben ja stets die andern. Auch in der Schweiz sind es monatlich gegen 1200 Menschen über 65, die waren halt krank, alt, das ist normal, das passiert im Schatten der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit. Mit Covid-19 wird das Sterben öffentlich. Hier könnten alle drankommen, deren Immunkräfte schwinden, zumindest alle Alten. Wer über 80 ist, rechnet zwar klugerweise mit dem Tod, doch es gibt in der Schweiz 450'000 in dieser Risikoklasse, also muss mit drastischen Massnahmen verhindert werden, dass sie alle sich anstecken.

«Gesundheit über alles» ist eine bescheuerte Devise

Seither gibt es in Bern das tägliche Corona-Hochamt mit dem Bundesrat als Klerus, der die Gemeinde rituell einschwört auf die zehn Gebote in Pandemie-Zeiten. Über all den Geboten steht «Gesundheit hat Vorrang!». Also darf, wo sie gefährdet ist oder scheint, alles übrige eingesperrt oder stillgelegt werden. Hauptsache, gesund. Heisst so unsere neue Gottheit? Haben wir sonst nichts, was uns heilig wäre? Die Wirtschaft, klar, die fällt dann doch manchen ein. So entsteht der Streit um «Gesundheit versus Wirtschaft», wobei die meisten sich beeilen, der Gesundheit den Primat zu gönnen; das gehört sich offenbar so in alternden Wohlstandsgesellschaften.

Nur, als Primgöttin versagt Gesundheit sofort, nie hat sie gelernt, auf eigenen Füssen zu stehen, sie ist ein Geschenk günstiger Umstände. Trüben die Umstände ein, pausiert die Volkswirtschaft nur ein paar Monate, liegen wir schnell flach, seelisch wie körperlich, fallen in Armut, in Verzweiflung, zerrütten Familien, denken an Suizid.

«Gesundheit über alles» ist eine bescheuerte Devise. In der aktuellen Lage überdies heuchlerisch. Die kriegsähnliche Aufrüstung gegen das Virus soll ja die «Risikogruppen» schützen, oder nicht? Diese Gruppen aber, mehrheitlich so ab 75, sind eh nicht mehr gesund. Die meisten plagen sich mit chronischen Krankheiten, Herz- und Lungenleiden, Diabetes, Krebs, ohne ausgeklügelte Medizin wären sie gar nicht mehr am Leben. Covid-19 wirkt als rücksichtsloser Beschleuniger. Der Kampf gegen das Virus schützt also nicht die Gesundheit der Alten – er verlängert nur deren irdische Aufenthaltsfrist. Ein bisschen.

Konkret soll um jeden Preis verhindert werden, dass zum Beispiel ich – 75, lädierte Lunge – mich anstecke und jetzt sterbe, statt etwas später. Danke.

Wäre das denn das Schlimmste? Ich bin nicht lebensmüde, der Tod käme mir ungelegen. Doch um jeden Preis eine Zeitlang weiterleben? Das Leben draussen ausschalten, damit es mich und meine Risiko-Kollegen noch etwas länger gibt? Gilt da gar nicht Gesundheit als höchster Wert, sondern das nackte Leben? Und der Tod als Skandal, als das erschreckend Unvorstellbare? Doch warum? Können wir nicht sterben, weil wir in der säkularisierten Gesellschaft nichts haben, was über den Tod hinaus von Bedeutung ist?

Die sogenannt letzten Fragen (woher kommen wir, wohin gehe ich?) sind heute nicht mehr gross im Spiel. Antworten kennen wir ohnehin keine (ich auch nicht). Wir leben dahin, als gäbe es gar keine Fragen, wenn es ums Letzte geht. Schluss ist Schluss – fragt sich nur: Wie lange noch nicht? Korrekterweise dürfte gar nie Schluss sein, weil dann ist auch Schluss mit mir, und ich bin mir nicht nur der Nächste, ich bin mir das Wichtigste, das Zentrum meiner Welt, daran haben wir uns im Laufe der Moderne gewöhnt. Wenn das aber so ist, wenn es für mich nichts Bedeutenderes gibt als

mich selbst, dann habe ich im Alter schlechte Aussichten. Medizin und Bundesrat mögen alles tun, damit wir noch eine Runde anhängen dürfen: Das Ich bleibt endlich, es schrumpft, es serbelt, es ist – letztlich – nicht zu retten.

Das vergessene Gespräch mit den Toten

Nein, keine Osterpredigt. Nur schwer stelle ich mir (meine) Auferstehung vor, die Ewigkeit danach erst recht. Dass aber der Tod einfach Päng macht – und danach ist nichts, damit müssen wir erst zurechtkommen. In allen Kulturen bisher war das Alter keine Endstation und das Sterben kein Abschluss, sondern ein Zwischenereignis, ein Übergang von der endlichen Existenz in eine andere, unbekannte. Darum war die Dauer des irdischen Aufenthaltes eher nebensächlich, Hauptsache, man hatte gute Karten für das Reich der Ahnen, für Walhall, fürs Paradies, für den Himmel.

Hokuspokus? Stets auch die Hoffnung, es gebe noch etwas Grösseres als unseren irdischen Betrieb. Die Erinnerung daran, dass es mehr Leben gibt, als wir gerade leben, die Bilder von Quellen der Kraft, der Lust, des Rätsels, des Rausches, der Stille, der Schönheit. Das konnte dem Alter eine Dimension eröffnen, gegen die jede Kreuzfahrt banal wirkt. Es brachte das Ich ins Gespräch mit der grossen Kolonie der Unsichtbaren, die uns beobachten, beurteilen, erwarten. Das Gespräch mit den Toten war in allen Kulturen unentbehrlich. Verbindung aufnehmen mit den Abwesenden, Abgetretenen, Unsichtbaren. Schon mal da anklopfen, wo wir alle demnächst uns finden werden. Eine Antenne für Transzendenz ausfahren.

So war es für meine Grosseltern, noch für meine Eltern. Und heute? Wer unterhält noch ein Verhältnis zum Unsichtbaren? Wem ist es egal? Wer vermisst es? Können wir gelassen alt werden ohne das Unsichtbare? Können wir – mit Epikur – sagen: «Das schauerlichste Übel, der Tod, geht uns nichts an; denn solange wir existieren, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, existieren wir nicht mehr.» Tönt logisch. Bloss sah Epikur unsere Reaktion nicht voraus: Gerade weil wir im Tod nicht mehr existieren, fahren wir gegen den Tod stets gröbere Geschütze auf, damit wir am Existieren bleiben. Ohne metaphysische Dimension wird das Alter anstrengend.

Mit Corona wird Sterben wieder Schicksal

Mit dem Virus erst recht. Es setzt ausser Kraft, was wir dem Tod entgegensetzen: unsere Kontrollvernunft, vor allem die medizinische Kunst. Ihre Macht wirkt begrenzt, doch sie lässt uns immerhin vorstellen, wir könnten unser Sterben steuern. Den Krebs zum Beispiel «besiegt» sie keineswegs, den Krebstod schiebt sie stets erfolgreicher hinaus. Dito Diabetes, Herz- und Lungenleiden. In dieser Phase des Todesaufschubs hängen wir allerdings an Pharma und Spezialmedizin, die eigene Immunabwehr taugt nicht mehr viel. Genau da schlägt Covid-19 ein. Sie trifft die Immunschwachen – und damit unsere Hoffnung auf steuerbares Sterben.

Sterben wird wieder Schicksal. Das fällt leichter mit einer Perspektive über mich hinaus. Bin ich mir selbst das einzig Wertvolle, kann ich schlecht sterben, da mit mir ja alles verschwindet, woran mir liegt. Sehe ich mich jedoch mittendrin, als kleinen Akteur, in einem grossen Welttheater, kann ich getrost mal verschwinden – ohne mich vor der Frage «Glaubst du an so etwas wie das ewige Leben?» zu drücken: Klar. Muss ja nicht meines sein.

Ludwig Hasler, Publizist und Philosoph, ist Autor des philosophischen Bestsellers *Für ein Alter, das noch was vorhat* (Rüffer & Rub, 2019, Besprechung im Oktoberheft 2019 von Saiten).

Dieser Beitrag erschien zuerst an Ostern auf saiten.ch.

Kulturfasten

Seit anderthalb Monaten ist der Kulturbetrieb auf Eis gelegt. Was heisst das konkret? Auskünfte von Theaterleuten, Nothilfe im Anlaufen, kontroverses Streaming und ein Blick nach Deutschland und Österreich. Von Peter Surber

Seit dem 26. April, dem Tag der ersten Lockerung des Lockdown-Regimes, geht es in Sachen Konsum wieder zur Sache in ganz Helvetien. Ganz Helvetien? Nein, es gibt Berufszweige, die weiterhin und noch auf längere Sicht unter dem Coronabann stehen. Allen voran die Beizen. Und die Kultur.

Am 16. April hatte der Bundesrat festgelegt, dass frühestens nach dem 8. Juni eine erste zaghafte Wiederbelebung möglich sein wird: Dann sollen Bibliotheken und Museen wieder öffnen, mit Mindestabstand und strikten Hygienevorschriften. Das ginge auch schon früher, protestierte unter anderem die St.Galler Regierung. Vom Versammlungsverbot betroffen bleiben aber Konzerte, Theater, Kino, Lesungen, Diskussionen – dies der Stand bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe. In der Luft hingen auch noch die Sommerfestivals, mehr dazu auf saiten.ch/die-kultursaison-ist-zu-ende. Einen Funken Hoffnung schürten weiterhin die St.Galler Festspiele, die am 26. Juni mit der Verdi-Oper *Stiffelio* starten wollten, Corona-bedingt im Haus statt auf dem Klosterplatz und unter der Voraussetzung, dass allerspätestens ab 8. Juni wieder geprobt werden könne.

Abstandhalten im Konzertsaal?

Dass man Kultur auch nach dem Ende des Lockdowns nicht einfach aus dem Boden stampfen kann, wurde in diesen Tagen allerorten klar, mit Absagen teils bis in den Herbst oder Verschiebungen um ein Jahr. Anderes – wie das Filmfestival Visions du Réel in Nyon vom 17. April bis 3. Mai oder das Jazzfestival Schaffhausen vom 13. bis 16. Mai – findet komplett im Internet statt.

Eine nie dagewesene Lage – Pessimisten sahen und sehen denn auch schon schwarz: Die deutsche Tageszeitung «Die Welt» berichtete von «Schliessungs- oder Einschränkungsszenarien bis Ende des Jahres», und der «Tagesspiegel» versuchte sich den Betrieb in der Berliner Philharmonie unter Pandemie-Vorzeichen konkret vorzustellen: «Wie, bitteschön, soll man die Abläufe für die Zuschauer so organisieren, dass stets 1,50 Meter Distanz gewahrt bleiben? Mäntel könnten mit in den Saal genommen werden, um Gedrängel vor den Garderoben zu vermeiden, man könnte die Konzerte ohne Pause spielen, so dass ein Schlangestehen vor den Bars und Toiletten entfällt. Im Saal aber mögen noch so viele Sitze frei bleiben – wie soll ein Besucher unter Wahrung des Sicherheitsabstands seinen Platz in der Mitte einer Reihe erreichen, wenn sich am Rand bereits jemand auf dem seinen niedergelassen hat? Soll das Aufsichtspersonal die Leute einzeln aufrufen, streng geordnet von innen nach aussen? Wo und wie aber halten sich die Wartenden dann vor den Türen so auf, dass sie sich nicht auf den Füssen stehen?» Ein groteskes Szenario…

In Not: die Freischaffenden

Oder kommt der kulturelle Neustart sogar erst 2022? «Das wäre das Ende der Kulturnation Deutschland, jedenfalls so, wie wir sie kennen», schreibt die «Welt». Nur schon ein halbjähriger Ausfall sei jedoch für die zahllosen freischaffenden Bühnenkünstlerinnen und -künstler eine Katastrophe. In Österreich haben Klassik-Sängerinnen und Sänger reagiert und eine Petition an die Bundesregierung gerichtet. Die Forderung: einheitliche, rechtskonforme, europaweite Regelungen für die Bezahlung freischaffender Künstler. «Bis dato waren wir Einzelkämpfer, jetzt aber müssen wir den Hebel auf Solidarität umschalten», sagte der Tenor Wolfgang Ablinger-Sperrhacke zur Petition.

Auch in der Schweiz wird die Forderung laut, die prekären Arbeitsbedingungen freier Kunstschaffender zu verbessern: «Zugang zu Arbeitslosenversicherung sowie Stärkung der beruflichen und Altersvorsorge werden dabei im Vordergrund stehen», hat der Dachverband Suisseculture gefordert und prognostiziert, dass trotz aller Hilfsmassnahmen und selbst bei optimistischer Einschätzung die Branche «ein bis zwei Jahre» brauchen werde, um den Stand von vor der Corona-Krise zu erreichen.

Vorerst läuft die staatliche Hilfe an. Die Kantone zahlen Ausfallentschädigungen oder geben Kredite; viele Kulturinstitutionen haben Kurzarbeit beantragt. Zudem können Kulturschaffende ein Gesuch um Nothilfe bei Suisseculture Sociale stellen. 25 Millionen Franken hat der Bund für diese Corona-Direkthilfe zur Verfügung gestellt. Stand 22. April seien 463 Gesuche eingereicht worden, 57 wurden fertig bearbeitet und 249'000 Franken ausbezahlt, sagt Geschäftsführer Etrit Hasler auf Anfrage. Noch warteten viele Kulturschaffende erstmal auf einen Bescheid der Sozialversicherungsanstalten, an die das Gesuch parallel gerichtet werden

musste. Zudem sei wohl auch die psychologische Schwelle hoch, seine eigene Situation als Notlage einzustufen – gerade im Kulturbereich, wo auch in «normalen» Zeiten wenig verdient werde. Ob die vorerst auf zwei Monate beschränkte Zahlung von Taggeldern auf sechs Monate verlängert werden soll, diskutiert das Parlament im Mai.

Proben – mit 1 Meter Mindestabstand

Österreich ist in Sachen Lockerung bereits einen Schritt weiter als die Schweiz. «Heute haben wir eine ‹Perspektive› bekommen», schreibt Schauspieler und Bühnenautor Tobias Fend am 19. April aus Hittisau im Bregenzerwald an Saiten. «Proben sind ab Mitte Mai erlaubt, aber mit Mindestabstand von einem Meter und nur mit einer Person, ab Juni dann mit mehreren. Veranstaltungen bis 30. August nur mit Mundschutz und 20 m^2 pro Person (!), ab September soll es dann normal werden.»

Fend und seine Frau, die Regisseurin Danielle Strahm, produzieren mit ihrem Ensemble Café Fuerte Theater an ungewöhnlichen Schauplätzen – grenzüberschreitend. Für die für Mai geplante, jetzt natürlich verschobene Produktion, eine Bühnenadaption des Kultromans Die Wand von Marlen Haushofer, waren Mitspieler aus Österreich und Deutschland, eine in Athen lebende Tänzerin und Aufführungsorte in Ausserrhoden und in Vorarlberg eingeplant.

«Unser Konzept ist überregional – aber jetzt sind die Grenzen zu», sagt Fend. Dank fester Jahresförderung durch das Land Vorarlberg und Fördergeldern aus Ausserrhoden könne Café Fuerte trotzdem Gagen zahlen. «Wir kommen durch – die Frage ist: Wie lange? Und das Schwierige ist die Unsicherheit: Wann kann ich überhaupt spielen?» Sobald eine Perspektive da sei, komme die Kreativität wieder in Gang.

Onlineangebote seien kein Ersatz – «Das Entscheidende an Theater ist für mich das direkte, unmittelbare Erlebnis.» Drum arbeiteten sie an ihren Stücken, organisierten so gut es geht ihre Arbeit und die Betreuung der drei Buben zwischen 0 und 5 Jahren – und zwischendurch liefert Tobias Fend im Bregenzerwald mit dem Lastenvelo Bio-Lebensmittel aus. «Man muss aktiv bleiben, nicht Opfer der Krise werden», sagt er.

Wenn der Körper nicht darf

Die Unsicherheit ist das, was lähmt, bestätigt auch Ann Katrin Cooper, Produzentin beim St.Galler Panorama Dance Theater und Präsidentin der IG Kultur Ost. Dass Deutschland früh im April den 31. August als Stichdatum für grosse Veranstaltungen festgelegt habe, sei «fast schon eine Erleichterung» gewesen – während in der Schweiz der Planungshorizont völlig unklar blieb. Zwar musste sie Stücke absagen und Ausfälle verkraften, «aber das Problem ist nicht so sehr, wovon ich leben soll, sondern die fehlende Perspektive». Und was an erster Stelle fehle, sei der Austausch, die direkte Begegnung, das Ausprobieren von Ideen, die Nähe. «Tanz und Theater sind körperlich, auf Distanz geht das nicht.» Coopers Hoffnung hat zur Stunde einen Namen: September. Proben und Workshops durchführen sollte dann zumindest wieder möglich sein.

Juliette Uzor weiss nicht, wann es für sie weitergeht. Aufführungen, Proben: Vorerst ist alles abgesagt, Sommer- und Herbst- und Wintertermine sind in Verhandlung, eine «Datenschlacht», sagt die junge St.Galler Tänzerin. «Am Anfang war es ein Schock.» Das Projekt, bei dem sie als Tänzerin engagiert war, stand seit Anfang 2019, kurz nach dem Ende ihrer Tanzausbildung, fest in der Agenda: «Tanzfaktor», die alle zwei Jahre stattfindende Förderproduktion für Nachwuchs-Choreografinnen und -Tänzerinnen des Tanznetzwerks Reso, sollte Anfang Mai 2020 auf Tournee gehen, mit Halt in Luzern, in Herisau, in Genf und weiteren Orten. Noch fehlte der letzte Probenschliff – und jetzt, da beliebig Zeit zum Proben wäre, darf man nicht.

Mit Streaming ein weiteres von unzähligen Angeboten im «Netz-Entertainment» zu bieten, widerstrebt Juliette Uzor: Nicht umsonst habe sie den Tanz, diese «körperlichste Kunst», zu ihrem Beruf gemacht. Jetzt heckt sie eine eigene kleine Produktion aus. Und versucht sich fit zu halten, auch wenn die Proben und Trainings wegfallen. Ihr Alltag sei «sehr mobil und in der Schwebe».

Ihr Einkommen zur Stunde: Null. Das sei schwierig, auch wenn sie es gewöhnt sei, mit wenig auszukommen, sagt sie und schliesst «vorfreudigst auf die erste Theatervorstellung nach der Krise, mit oder ohne Maske im Gesicht».

Theater als Stream – oder mit Mundschutz?

Streamen oder nicht streamen? Die Frage ist kontrovers, beispielhaft dafür ist die Debatte, die die deutsche TAZ im April darüber führte. Kontra kritisierte Uwe Mattheis, dass Bühnenkünstler sich online ohne Honorar «verkauften»: «Was treibt Geschädigte der Gig-Ökonomie dazu, ihr Heil in weiteren Gigs zu suchen? Digitale Plattformen sind weder egalitär noch wertneutral, sie entwickeln eine Tendenz zur Monopolisierung ihrer Märkte, sind ihrem Content gegenüber indifferent, solange er ihnen nicht ausgeht, und sie treiben die Ausbeutung des produktiven Vermögens der Arbeitenden nur noch weiter. Wenn jetzt Plattformen für digitales Theater Künstler*innen anbieten, zu einer Art von künstlerischen Uber-Fahrern zu werden, sollte man sie ebenso verklagen wie die Taxibranche aller Länder das kalifornische Unternehmen.»

Pro führte David Lau die Demokratisierung ins Feld: «Dass Menschen, die es sich nicht leisten können, zu Theaterinszenierungen zu reisen, in Zeiten der Coronakrise digitalen Zugriff auf Kulturgüter erhalten können, die ihnen bislang verwehrt waren, ist absolut wünschenswert – unabhängig davon, dass die Bedingungen dafür die Falschen sind.» Es gehe nicht um Ersatz, sondern um die Erweiterung des Möglichen. «Die Krise könnte ein Moment sein, um darüber nachzudenken, wie der digitale Raum als Raum der Kunst und Kultur aussehen soll.»

Was kommt nach Corona? In einer Umfrage des Vorarlberger Kulturmagazins blickt Schauspieler Tobias Fend schon mal voraus: «Der Spuk wird nicht so schnell zu Ende sein. Nächstes Jahr wirds wohl immer noch um Ansteckungsgefahren gehen, besonders bei Veranstaltungen. Aber an den Mundschutz im Spar hat man sich auch schnell gewöhnt.» Und weiter: «Wir glauben, dass man sich der Bedeutung von Kunst und Kultur für unser Leben neu bewusst wird. Man stelle sich vor: Die erste Theatervorstellung nach einem halben Jahr Kulturfasten. Das wird etwas ganz besonderes, für alle.»

Weitere Infos zur Corona-Kulturfinanzierung: laufend auf saiten.ch.

Café Fuerte in der Saiten-Blackbox: saiten.ch/pakete-pakete

Die Moderne im Kleinen: Der Linsebühl-Bau

Im Mai hätte sie eröffnet werden sollen: die Ausstellung «Die Moderne im Kleinen» zu St.Galler Bauten aus den krisengeprägten 1930er-Jahren. Wegen Corona ist sie in den Herbst verschoben. Ausstellungsmacherin Nina Keel stellt drum hier eines der zentralen Häuser vor: den Linsebühlbau, wo die Ausstellung stattfinden soll.

Der Linsebühl-Bau 1933 (Foto Gross – Stadtarchive St.Gallen)

Er liegt zwischen Lämmlisbrunnen- und Linsebühlstrasse, die «Lange Stiege» führt an ihm entlang, ein verlebter Eindruck geht von ihm aus. Tatsächlich hat er eine umtriebige Geschichte hinter sich, der grösste St.Galler Bau der 1930er-Jahre. Linsebühl-Bau oder Säntis-Komplex wird er genannt, initiiert hat ihn der Architekt Moritz Hauser im Jahr 1930.

Das erste Hochhaus

Drei Jahre später stand er da, als kleine Stadt in der Stadt. Und der Bruch mit Jugendstil-St.Gallen hätte grösser nicht sein können: kubische Formen, eine weiss verputzte Fassade ohne jegliche Ornamente, ein Flachdach, Dachterrassen, über Eck verlaufende Fenster, Leuchtschriftzüge. Die stilistischen Merkmale des Neuen Bauens, der Linsebühl-Bau erfüllte sie alle. Mit acht Etagen und 23 Metern Höhe an der Lämmlisbrunnenstrasse präsentierte sich das erste Hochhaus von St.Gallen. Der Linsebühl-Bau vereinte 34 Wohnungen, ein Restaurant, eine doppelte Kegelbahn, Läden, ein Café mit Bar – und «das modernste Lichtspieltheater auf dem Platze».

Vier Gründe führten zur Errichtung dieses Gebäudekomplexes mitten in der Stickerei-Krise: Erstens wurde mangelhafte Bausubstanz ersetzt und das Linsebühl saniert – ein frühes Beispiel einer Gentrifizierung, die Bewohnerinnen und Bewohner davor und danach waren nicht dieselben. Zweitens erfuhr die Linsebühlstrasse eine dringend notwendige Verbreiterung – die Fahrbahn war kaum fünf Meter breit, durch die zunehmende Automobilisierung stieg die Zahl der Unfälle. Drittens verhalf der Neubau dem Baugewerbe in der Krise zu Arbeit. Viertens kam der Linsebühl-Bau dem Bedürfnis nach Kleinwohnungen mit zwei und drei Zimmern (inkl. Bad und Küche, ohne Feuerstelle, mit Zentralheizung und Warmwasser) nach.

Wer für Arbeitsbeschaffung ist, stimmt: Ja!

1929 kaufte die Stadt die Liegenschaft Säntis an der Linsebühlstrasse mit der Idee, sie abzutragen und die Strasse zu verbreitern. Doch es geschah einige Monate nichts. Also ergriff Hauser die Initiative und wurde mit einem Neubau-

Fenster über Eck, konkave Krümmung – so baute der Zeitgeist.
Der Linsebühl-Bau von der Lämmlisbrunnen-Strasse her. (Bild: Stefan Indlekofer)

projekt für das ganze Vorstadt-Gebiet und einer Renditeberechnung bei der Stadt vorstellig. In seinen Augen war die finanzielle Unterstützung durch die Stadt unabdingbar. Der Stadtrat prüfte und bejahte, allerdings brauchte es die Zustimmung der Gemeinde.

Im März 1931 kam das Projekt zur Abstimmung über eine Subvention von 270'000 Franken. Die Arbeiterzeitung «Volksstimme» unterstützte das Vorhaben mit zahlreichen Pro-Artikeln: Im Rückblick auf eine Versammlung der Arbeitslosen im Volkshaus steht, dass an die Abstimmung erinnert wurde: «Sind nicht unsere Arbeitslosen an der Ausführung dieses Projektes direkt interessiert? Wohl gibt es keine guten Wohnungen für sie – aber Arbeit.» Der Artikel wurde unmittelbar neben der halbseitigen Abstimmungsempfehlung abgedruckt.

Die Abstimmung war hart umkämpft, es kursierten Flugblätter gegen das Vorhaben und moralische Bedenken (Kino!) wurden geäussert. Es kam zur Annahme – durch einen Schulterschluss zwischen liberalem Unternehmertum (27 St.Galler Firmen haben zusammen die Liegenschaften erworben und neu überbaut) und sozialdemokratischer Presse.

Vom Werkstatt- zum Grossstadtquartier

Der Linsebühl-Bau konfrontierte das von Handwerksbetrieben geprägte Quartier mit einer völlig anderen Stadtvorstellung. Die moderne Grossstadt war Orientierungspunkt: Zum einen mit Leuchtreklamen (SÄNTIS, BAR sowie beim Kinovordach), grossen Schaufenstern, der neuartigen Dimension. Zum anderen mit dem Freizeit-Angebot: Restaurant, Kino, Café mit Bar. All diese Angebote unter einem Dach sowie die zentrale Heizung und Warmwasseraufbereitung waren etwas völlig Neues für St.Gallen. Le Corbusiers Idee der «Wohnmaschine» mag als Referenz hinzugezogen werden, allerdings sind die Funktionen im Linsebühl-Bau in separaten Häusern untergebracht.

Konkav und konvex verlaufen die Fassaden des Linsebühl-Baus, es entsprach dem städtebaulichen Zeitgeist: Der Verkehr hatte Priorität, mit Kurven statt Ecken begünstigte man seinen Fluss. Dies veränderte die Strassennetze und die angrenzenden Bauten übernahmen den Schwung in ihre äussere Gestalt. Ein prominentes Schweizer Beispiel ist das Zett-Haus am Zürcher Stauffacher, eine ähnliche Stadt in der Stadt, allerdings mit Büros und Swimmingpool auf dem Dach.

Die dynamische Wahrnehmung aus dem Auto hatte zunehmend Auswirkungen auf die städtische Architektur: Verschiedene Protagonisten der Moderne verwiesen darauf, dass kleinteilige Details bei höherer Geschwindigkeit keine Beachtung fänden. Der besseren Lesbarkeit wegen forderten sie einfachere Formen, glatte Fassaden, horizontale Fensterbänder sowie einen Massstabssprung – alles Dinge, die der Linsebühl-Bau, der zentrale St.Galler Bau der 1930er Jahre, einlöst.

Nina Keel ist Kunsthistorikerin und Kuratorin in St.Gallen. ninakeel.com

Weitere Häuser-Porträts von Nina Keel zur St.Galler «Moderne im Kleinen»: auf saiten.ch.

Schweizerische Bauzeitung 103/104 (1934), Heft 6: *Linsebühl-Bau in St.Gallen: eine Wohnhäuser-Gruppe mit Kino, Restaurant und Läden*

Stanislaus von Moos, in: *Das Neue Bauen in der Ostschweiz*, S.I. 1989

Daniel Kurz: *Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900–1940*, Zürich 2008

Martino Stierli: *Las Vegas im Rückspiegel – Die Stadt in Theorie, Fotografie und Film*, Zürich 2010

Der Thurgau von unten

In seiner neuen, grossen historischen Reportage spürt Stefan Keller den Lebensgeschichten der Thurgauer Unterschichten im 19. und 20. Jahrhundert nach. *Spuren der Arbeit* ist ein biografisches und sozialhistorisches Feuerwerk mit bittersüssem bis saurem Beigeschmack.
Von Roman Hertler

Als einer seiner Garnwäscher streikte, war sich der kauzige «Libanon-Mayr», ein alleinstehender Thurgauer Textilunternehmer und Antisemit, nicht zu schade, selber ins eisige Wasser zu steigen, wobei er fast erfror. Der ehemalige Handelsreisende soll später im «Jahr ohne Sommer» sein Haus nur noch auf dem Floss verlassen haben, weil wegen des Wetters lange alles unter Wasser stand. Den Mietsleuten seiner Liegenschaften soll er geraten haben, die Fische doch zu fangen, die durch ihre Stuben schwammen. Natürlich hatten es 1816/17 die wenigsten so lustig wie dieser Fabrikbesitzer, der von der fürchterlichen Hungersnot, die auch im Thurgau hunderte Menschenleben forderte, ohne dass die Kantonsbehörden nennenswert eingeschritten wären, nur vom Hörensagen erfahren hatte.

Wer die Texte – und beispielsweise die monatliche Bildkolumne im Saiten – des Historikers und Journalisten Stefan Keller kennt, wird nicht überrascht sein über die erzählerische Farbenpracht, den anekdotischen Witz und die akribisch recherchierten biografischen Schlaglichter, die sich durch sein neustes Buch *Spuren der Arbeit – Von der Manufaktur zur Serverfarm* ziehen. Keller, ein Meister der Verdichtung, legt im Auftrag des Thurgauer Amts für Wirtschaft und Arbeit nichts weniger als eine umfassende Geschichte der Arbeitenden im 19. und 20. Jahrhundert vor. Weltgeschichte im Konkreten, erzählt aus der Perspektive der unteren Schichten.

Die Wut der Verreckenden

Nicht die Sicht der Besitzenden, der Mächtigen, der Unternehmer und der Politiker wird erzählt, sondern jene der Armen, der Hungernden, der Ausgebeuteten, der Verlierer des technologischen und industriellen Fortschritts. Zügig schreitet Keller auf knapp 300 Seiten durch zwei Jahrhunderte Thurgauer Arbeitsgeschichte, öffnet den Blick aber immer wieder in die Restostschweiz und stellt Bezüge zur Weltgeschichte her. Da hockt man plötzlich mit napoleonischen Soldaten in der Frauenfelder Gaststube, reist mit thurgauischen Textilhändlern und Söldnern nach Südostasien, mit bekehrten Mormonen über den Atlantik nach Utah oder lauscht einer Predigerin aus dem Baltikum, die das Volk in Arbon in Ekstase versetzt, oder ein knappes Jahrhundert später den tobenden italienischen Hilfsarbeiterinnen, die einen der grossen Arboner Streiks auslösen.

Man spürt die Wut der vor Hunger verreckenden Bichelseer Bevölkerung, die mit Gewalt droht, wenn die Regierung nicht bald Nahrung heranschafft. Diese aber verhaftet den aufmuckenden Ausschuss von «elf Bürgern und einer Bürgerin», verpasst einen Termin in Zürich, bei dem eine Spende des russischen Zaren an die Ostschweizer Kantone verteilt wird, und verzeichnet für 1817 dennoch einen Gewinn von 19'000 Franken in der Staatsrechnung, während die Bevölkerung weiter hungert. Sicherheitspolitisch agierten die Behörden damals allerdings agiler: Die Polizei wird aufgestockt, hält die Kantonsgrenzen dicht und vertreibt lästiger werdenden Bettler aus dem noch schlimmer betroffenen Appenzellerland und dem Toggenburg.

Grenzgängerei: Autofähre in Romanshorn, vermutlich 1960er-Jahre. (Bild: Richard Kopiczek)

Giessereihalle bei Saurer in Arbon, um 1930. (Bild: Historisches Museum Arbon)

Das Buch ist durchsetzt von Kürzestbiografien. Es erzählt etliche Einzelschicksale, die immer auch kollektive Schicksale darstellen, von arbeitenden und geschundenen Kindern, von geplagten Dienstmädchen, von Arbeiterinnen in den Fabriken und Knechten auf den Bauernhöfen. Kellers Arbeitsgeschichte ist zu einem wesentlichen Teil auch eine Frauen- und Kindergeschichte.

Im biografischen Reichtum zeigt sich die enorme Recherchearbeit, die Stefan Keller in den vergangenen sechs Jahren geleistet hat. Unzählige Lokalblätter, zum Teil seit einiger Zeit digital greifbar, hat er durchforstet, Gerichtsakten, Tagebücher und Briefwechsel studiert. Ausserdem schöpft er aus seinem unermesslichen Fundus an gesammeltem Bildmaterial. Das letzte Kapitel lässt nur noch die Bilder sprechen, einige mit Bezug auf geschilderte Ereignisse, andere erzählen eigene Geschichten.

Programmatisch schreibt Keller: «Viele Lebensgeschichten wären noch zu erzählen. Aber von den meisten Leuten, die ein Leben lang arbeiten, weiss man am Ende wenig oder nichts. Sie bleiben unauffällig, hinterlassen keine Spuren in der Öffentlichkeit. Höchstens dann, wenn sie mit der Arbeit aufhören, wenn sie zum Beispiel verunfallen, sterben oder einen hohen Geburtstag feiern, werden sie kurz wahrgenommen.»

Keller hat diesen Leuten nachgestöbert, schildert ihre Ängste, Nöte und Glücksmomente, aber auch Mord und Totschlag, Rassenverfolgungen, Arbeiterinnenkravalle, Krankheiten und Unfälle. Immer im Stil der historischen Reportage spritzt das Blut, fault der Oberkiefer und zerquetschen die Gliedmassen, während Magistraten und Fabrikanten schlemmen, schwärmen, reden oder schweigen. Dabei wird der Text nie reisserisch. Keller lässt die Geschichten für sich selber sprechen und hält sich mit politischen Kommentaren weitgehend zurück. Natürlich lässt sich das Buch als Ganzes dennoch als grosser politischer Kommentar lesen.

«Attraktiver wäre das Appenzellerland gewesen»

Als Orientierungsrahmen folgt Keller in *Spuren der Arbeit* der äusserst zögerlichen und schrittweisen Einführung der Sozialwerke in der Schweiz und im Thurgau und den grossen

Montage von Telefondrähten beim Bahnhof Weinfelden, 1903.
(Bild: Bürgerarchiv Weinfelden)

Linien der Wirtschafts- und Industriegeschichte in der Ostschweiz: Aufstieg und Niedergang der Baumwoll- und später der Stickerei- und Maschinenbauindustrie, die Kriegs-, Zwischen- und Nachkriegs-Krisen. Kommt dann aber auch zum Schluss: «Kaum hatte Saurer mit hohen sozialen Kosten bewiesen, dass man hierzulande keine Fahrzeuge und keine Maschinen mehr bauen konnte, kaum hatten weitere Maschinenfabriken ihre Produktion der Reihe nach eingestellt, fing die Stadler Rail AG in Bussnang an, Eisenbahnzüge in die ganze Welt zu verkaufen.»

Spuren der Arbeit beginnt mit dem hübschen Satz: «Attraktiver wäre das Appenzellerland gewesen.» Daraus spricht natürlich kein Bedauern des Autors über den geografischen Fokus seiner Arbeit. Die spitzbübische Provokation ist eine Absage an all jene, die ein weiteres historisches Heimatbuch über das feuchte Land des Nebels und des Mosts erwartet hätten, von denen es im Thurgau nicht mangelt.

Nichts liegt dem in Zürich lebenden Keller ferner als Volkstümelei und Glorifizierung seines alten Heimatkantons. Passend dazu hat der Künstler Norbert Möslang, der Gestalter der binären Bahnhofsuhr in St.Gallen und Freund Kellers, für das Buch die Audiodaten des Thurgauerlieds illustrativ dargestellt. Attraktiv ist diese gräulich braune Fläche, die an einen schlecht gewobenen Jutesack erinnert, nicht anzusehen. Erst bei genauerer Betrachtung, beim Heranzoomen, wird aus dem dichten Muster ein hübsches Farbenspiel.

Der Verfasser der Thurgauer Kantonsgeschichte, Albert Schoop, schrieb einmal über dieselbe, sie sei «so undramatisch wie die Landschaft selbst». Nicht, dass Stefan Keller auch etwas an der schönen Thurgauer Natur auszusetzen hätte – im Gegenteil. Er beschreibt sie eingangs sogar in fast romantischer Weise, wenn er die Reise des deutschen Dichters Hölderlin beschreibt, der 1801 als Hauslehrer zu den Gonzenbachs in Hauptwil – und eben nicht ins «attraktivere» Appenzellerland zu den Zellwegers in Trogen – zieht, was Hölderlins ursprünglicher Plan gewesen wäre.

Im letzten Kapitel mit dem Titel «Digital» wird der Reporter selbst Teil der Geschichte. Keller schleicht dort um die Serverfarm am Rand von Diessenhofen herum. Es handelt sich um einen der drei globalen Standorte von SWIFT, die für über 11'000 Banken den Zahlungsverkehr abwickelt. Für Diessenhofen hat man sich entschieden, weil man sich hier vor den US-Geheimdiensten in Sicherheit wähnt – ob zurecht, weiss niemand. Keller schreibt: «Der Feind kommt aus dem Netz. Aus dem Gelände kommt der neugierige Historiker und fotografiert über den Zaun.»

Schmerzliche Lücken geschlossen

Als 1960 der Bauernromantiker und Dichter Alfred Huggenberger in Diessenhofen zu Grabe getragen wurde, hat dies die «NZZ» unter anderem zum bittere Kommentar verleitet, der Verstorbene habe zur weitverbreiteten Meinung beigetragen, der Thurgau sei ein bäuerlicher Kanton geblieben. Dass das nicht stimmt, hat sogar schon Albert Schoop gewusst, der ansonsten nicht für sein Gespür für gesellschaftliche Vorgänge berühmt war. Seine Kantonsgeschichte widerspiegelt einzig die Perspektive der politischen und wirtschaftlichen Führung. Er hat sie in den 1990er-Jahren nach schon damals völlig veralteten Methoden erarbeitet.

Stefan Keller ist nun nicht angetreten, um den thurgauisch-industriellen Errungenschaften zu huldigen. Vielmehr schliesst er – im staatlichen Auftrag – schmerzliche Lücken in der Aufarbeitung der Geschichte des Kantons. Es hat zuvor schon sozialgeschichtliche Ansätze gegeben: Zu erwähnen sind etwa die Arbeiten von Historikerinnen wie Verena Rothenbühler, Adrian Knoepfli, Kurt Bünzli oder auch Staatsarchivar André Salathé und nicht zuletzt Kellers eigene Beiträge, etwa über die bewegte «Saurer»-Stadt Arbon (*Die Zeit der Fabriken*, 2001). Aber eine sozial-, arbeiter-, frauen- und kinderhistorische Überblicksarbeit in dieser kompakten und doch detailreichen Form hat es für den Thurgau – und wohl für die meisten Kantone – noch nicht gegeben.

Das Land zwischen Zürich, St.Gallen, Konstanz und dem Bodensee kann sich glücklich schätzen, einen Historiker engagiert zu haben, der die Finger auf die vielen wunden Punkte legt. Präzise, unpolemisch und äusserst unterhaltsam, wie man es sich vom Verfasser von *Grüningers Fall* (1993) und *Maria Theresia Wilhelm, spurlos verschwunden* (1991) gewohnt ist.

Stefan Keller: *Spuren der Arbeit. Von der Manufaktur zur Serverfarm – Reportage.* Rotpunktverlag, Zürich 2020. Fr. 38.–

Vernissage und erste Lesungen des Buchs mussten aus bekannten Gründen verschoben werden. Für die Lesung vom 5. Mai in der Comedia-Buchhandlung in St.Gallen wird ein Ersatzdatum gesucht. Bestätigt ist die Lesung im Schweizerischen Sozialarchiv in Zürich am 24. September.

Die Appenzeller Indonesiengänger

Das Museum Heiden beherbergt eine kleine Sammlung aus «Niederländisch-Indien» – heute Indonesien. Sie steht im Zentrum einer wegen der Coronakrise verschobenen Ausstellung. Der Katalog wird Mitte Mai vorliegen. Andreas Zangger, Mitautor von Buch und Ausstellung, über die Hintergründe. Interview: Hanspeter Spörri

Stehende Herren und kauernde Untergebene: Eine manifeste Hierarchie bestimmte die Gesellschaft Niederländisch-Indiens.

Saiten: Sie werfen mit diesem Buch, das sie zusammen mit Ralph Harb herausgeben, und der geplanten Ausstellung einen Blick auf ein Kapitel der Schweizer und Appenzeller Geschichte, das bisher wenig beachtet wurde. Wie fanden Sie zu diesem Thema?

Andreas Zangger: Durch Zufall. Auf der Suche nach einem Dissertationsthema stöberte ich vor 15 Jahren an der ETH in Nachlässen von Botanikern herum. Dabei fiel mir auf, dass viele von ihnen nach Indonesien gegangen waren. Da packte mich die Neugier. Und dies war dann wohl doch kein Zufall, denn das Thema lag in der Luft. Mit zunehmender Globalisierung wuchs auch das Interesse an ihrer Vorgeschichte, auch aus Schweizer Perspektive. So nahm ich diesen Faden auf und verfolgte ihn, kam von den Botanikern zu den Plantagenbesitzern auf Sumatra und von diesen zu den ostschweizerischen Textilkaufleuten in Singapur und Batavia, dem heutigen Jakarta. Die Dissertation habe ich abgeschlossen, das Thema hingegen ist mir geblieben. Denn da steckt noch viel drin. Es ist wirklich erstaunlich, wie stark auch ländliche Gebiete wie Appenzell Ausserrhoden, das Toggenburg und das Glarnerland bereits im 19. Jahrhundert in die Weltwirtschaft eingebunden waren.

Sie waren damit auch in den Kolonialismus verwickelt, in die Besitznahme und Ausbeutung fremder Territorien. Das hielt man damals aber wohl für rechtens und moralisch richtig?

Die schweizerische Textilindustrie stand damals in Konkurrenz mit den anderen europäischen Ländern. Die Märkte in Europa waren mehr oder weniger zu. So wich sie nach Übersee aus. Der Zugang zu den fernen Ländern war nur durch den Kolonialismus möglich. Die europäischen Grossmächte garantierten den Schweizern den Marktzugang, und diese nahmen die Offerte dankbar an. Machen wir es nicht, so tut es ein anderer – so der Tenor. Skrupel kommen äusserst selten zum Ausdruck, sowieso nicht in Bezug auf die eigene ökonomische Tätigkeit. Dass dabei die

Briefe von Textilkaufleuten gesucht

Die Ostschweizer Textilindustrie hatte bereits im 19. Jahrhundert Netzwerke über den ganzen Globus. Viele junge Kaufleute sind im Dienst der Industrie in die Welt gezogen. Für ein Forschungsprojekt zu den Exportnetzwerken der Ostschweizer Textilindustrie werden Briefe solcher Kaufleute und ihrer Familien gesucht. Kontakt für Personen, die über solche Briefe oder andere Erinnerungen verfügen und bereit sind, dem Forschungsprojekt Kopien zu überlassen: zangger@ogre.ch.

Kaufkraft dieser Länder langsam schwand, dass Menschen als billigste Arbeitskräfte zu grossen Profiten beitrugen, das wird als Begleitsymptom eines ökonomischen Rechts des Stärkeren hingenommen. Hingegen findet man ab und zu eine sanfte Kritik am Kolonialismus im Zusammenhang mit der Unterwerfung von freiheitsliebenden Völkern. So finden sich durchaus sympathisierende Beschreibungen des Freiheitskampfes in Aceh, im Norden Sumatras.

Viele Schweizer stellten sich damals wie heute auf den Standpunkt, dass der Kolonialismus ein Projekt der Grossmächte war und dass die Schweiz nicht beteiligt war.

Damit machen sie es sich aber zu einfach. Kolonialismus war ein europäisches Projekt, das viele Facetten hatte: die militärische Unterwerfung anderer Länder, die Besiedelung, die ökonomische Inbesitznahme, die wissenschaftliche Erforschung fremder Gebiete und ihrer Schätze und die moralische Legitimierung der weissen Vorherrschaft. In allen diesen Aspekten übten Schweizer eine Rolle aus.

Und auch Appenzeller. Im Zentrum des Buches stehen Biografien von Appenzeller «Indonesien-Gängern», über die Sie erstaunlich viel herausgefunden haben. Was waren ihre Quellen?

Ganz verschiedene. Gewisse Ferngereiste, wie etwa Otto Alder aus Speicher, aufgewachsen im toggenburgischen Hemberg und für einige Jahre in Singapur tätig, oder der Thurgauer Arzt und Globetrotter Elias Haffter haben ihre Erinnerungen nach der Rückkehr sehr anschaulich aufgeschrieben. Alder tut dies allerdings aus grosser zeitlicher Distanz. Erinnerung ist trügerisch: Sie verleiht den Dingen nachträglich einen Sinn und ist gewissermassen eine kreative Kraft.

Dann gibt es nüchterne Quellen wie Almanache, wo die Handelshäuser und ihre Angestellten vermeldet sind. So lassen sich Karrieren verfolgen. Hilfreich sind digitalisierte Zeitungen in der Schweiz, in Singapur und in den Niederlanden (für Indonesien). Mit der Volltextsuche stösst man schnell auf Unvermutetes. Früher hätte dies Wochen in Anspruch genommen. Bei speziellen Namen kann man die ganze Reisetätigkeit verfolgen, denn die Zeitungen vermelden Ankünfte und Abreisen.

Persönlich arbeite ich am liebsten mit Briefen. Es ist zwar sehr aufwändig, die teilweise schwierig zu lesenden Schriften zu entziffern. Aber dafür ergibt sich darin ein wenig gekämmtes Bild des Alltags und der Probleme. Natürlich wird auch in Briefen idealisiert, werden Ängste überspielt, um die Angehörigen nicht zu beunruhigen, und ein beschönigtes Bild des Lebens in den Tropen gezeigt. Doch lässt sich bei genaueren Kenntnissen vieles zwischen den Zeilen herauslesen.

Was für Leute waren diese Indonesienfahrer?

Traugott Zimmermann etwa: ein notorischer Schönredner, der seine Goldminengesellschaften stets in besserem Licht dargestellt hat, als es redlich war. Damit hat er viele Anleger gegen sich aufgebracht. Dann Johannes Küng: ein Eigenbrötler, der im einsamen Sumatra kaum dazu zu bewegen war, an eine der seltenen Soiréen zu gehen – sehr zum Leidwesen seiner Ehefrau. Oder sein Bruder Hermann Küng, der sich in Singapur in eine lokale Schönheit verliebte, sie heiratete und darauf die Stadt verlassen musste, da solche Mischehen gesellschaftlich geächtet waren. Solche Geschichten bringen einem die Personen näher, und man fragt sich, wie man selbst gehandelt hätte.

Doch die Unterschiede überwiegen. Insbesondere fällt mir das bei den Geschlechterrollen auf. Die Männer wirken gefangen im engen Korsett ihres Rollenverständnisses, peinlich darauf bedacht, keine Schwächen zu zeigen. Ähnliches gilt für den Rassismus. Nicht dass dieser verschwunden wäre: Der koloniale Rassismus ist ein unheilvolles Erbe, das sich in Europa bis heute täglich manifestiert. Trotzdem fallen im Vergleich mit der damaligen Zeit die grossen Schritte auf, welche bereits getan wurden. Diese Schritte mussten sich die farbigen Menschen allerdings hart erkämpfen.

Die ethnografische Sammlung des Museums Heiden wurde bisher eher als Kuriosität betrachtet. Nun gewinnt sie durch Ihr Buch eine neue Bedeutung, dokumentiert einen ambivalenten Teil der Appenzeller Wirtschaftsgeschichte. Wie soll man mit diesen Gegenständen künftig umgehen?

Da ich in Amsterdam wohne und zurzeit nicht reisen kann, hatte ich noch keine Gelegenheit, die Ausstellung zu betrachten. Die Fotos zeigen aber, dass es sich um ein «Museum im Museum» handelt, das heisst man hat die ursprüngliche Darstellungsweise aus den 1950er-Jahren belassen. Das ist wertvoll, denn es stellt sich bei diesen Exponaten die Frage, was sie uns hier und jetzt sagen. Probiert man die Objekte aus dem Kontext herauszulösen und

Das Buch

Ferne Welten – fremde Schätze entwirft ein Bild der kolonialen Verhältnisse in Südostasien und der Verflechtungen mit der Schweiz. Erzählt werden vier ausführliche Biografien von Ausserrhoder Persönlichkeiten, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Indonesien koloniale Karriere machten – mehr und weniger erfolgreich. Bilder aus dem Nachlass von Traugott Zimmermann geben Einblick in die koloniale Welt der Protagonisten (Schweizer in Indonesien) wie auch in Lebenswelten der Einheimischen. Ein ausführlich kommentierter Katalog der «Indonesien-Sammlung» im Museum Heiden bildet den dritten Teil des Buchs.

Ferne Welten – fremde Schätze. Ethnografische Objekte und frühe Fotografien aus Niederländisch-Indien im Museum Heiden. Hrsg. Andreas Zangger und Ralph Harb, Edition Clandestin Biel 2020

Aus dem Bedürfnis, das «Obligatorische» auch im Ausland schiessen zu können, wurde der Schweizer Verein in Deli-Medan gegründet.

gewissermassen selber sprechen zu lassen, wie dies das Museum Rietberg in Zürich tut? Oder probiert man den Kontext einzubeziehen? Thematisiert man dann den Entstehungskontext und erklärt, woher ein Objekt kommt, was seine Funktion ist etc.? Oder stellt man den Überlieferungskontext dar und zeigt auf, wie ein Exponat ins Museum gekommen ist und allenfalls, was es im Museum zeigen soll(te). Im Falle der Heidener Objekte scheint es mir sinnvoll, diesen Überlieferungskontext anzusprechen, wie das bereits getan wird. Mit der Sonderausstellung kann die Rolle der Stifter nun weiter vertieft werden. Damit betont man weniger die Distanz zu fremden Ethnien, sondern die historischen Verbindungen mit den fernen Welten.

Sind die Objekte eine Art von Raubgut?

Die Provenienz ist von Stück zu Stück unterschiedlich zu beurteilen. Unproblematisch sind die Modellkästen, denn diese wurden für ein westliches Publikum extra hergestellt, um etwas über eine Kultur zu vermitteln. Problematischer können hingegen die Säbel und Schilder sein. Oft handelt es sich um Beutestücke von militärischen Expeditionen, welche Offiziere oder Soldaten in Batavia auf den Markt gebracht hatten. Die genaue Herkunft und die Umstände des Erwerbs zu eruieren, dürfte sich nicht immer einfach gestalten. Doch unmöglich ist es nicht, und entsprechende Bemühungen würden die Möglichkeit bieten, die historischen Verbindungen mit der Region zu aktualisieren.

Wer sich mit Geschichte befasst, fragt oft danach, was wir für die Gegenwart lernen können. Welches Fazit ziehen sie aus der Geschichte der Appenzeller «Indonesien-Gänger»?

In meiner historischen Arbeit versuche ich meinen Leserinnen und Lesern mitzugeben, dass die moderne globalisierte Welt nicht erst in den letzten 30 Jahren entstanden ist, sondern dass sie eine lange Vorgeschichte hat. Die Schweiz hat schon seit Langem Verbindungen über die ganze Welt, und diese haben zum Wohlstand des Landes beigetragen. Die Schweiz ist nicht einfach reich geworden, weil die Menschen hier viel arbeiten, sondern weil sie sich in einer sich vernetzenden Welt gut positionieren konnte. Dieser Prozess hat im Zeitalter des Kolonialismus, das die Welt tiefgreifend verändert hat, begonnen.

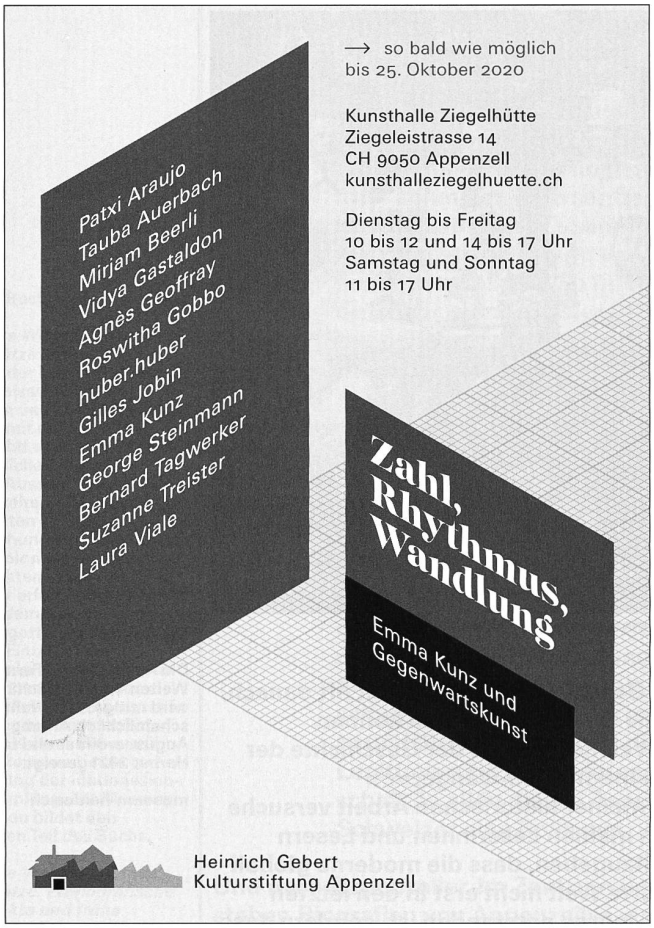
Viele Probleme der Gegenwart sind globaler Natur, die Erderwärmung, die Migration, auch Corona in seinen gesundheitlichen und wirtschaftlichen Aspekten. Wenn wir mit diesen Problemen intelligent umgehen wollen, müssen wir lernen, weniger in partikularen Lösungen zu denken – also wie unser Land dabei am besten wegkommt –, sondern mehr in globalen Lösungen.

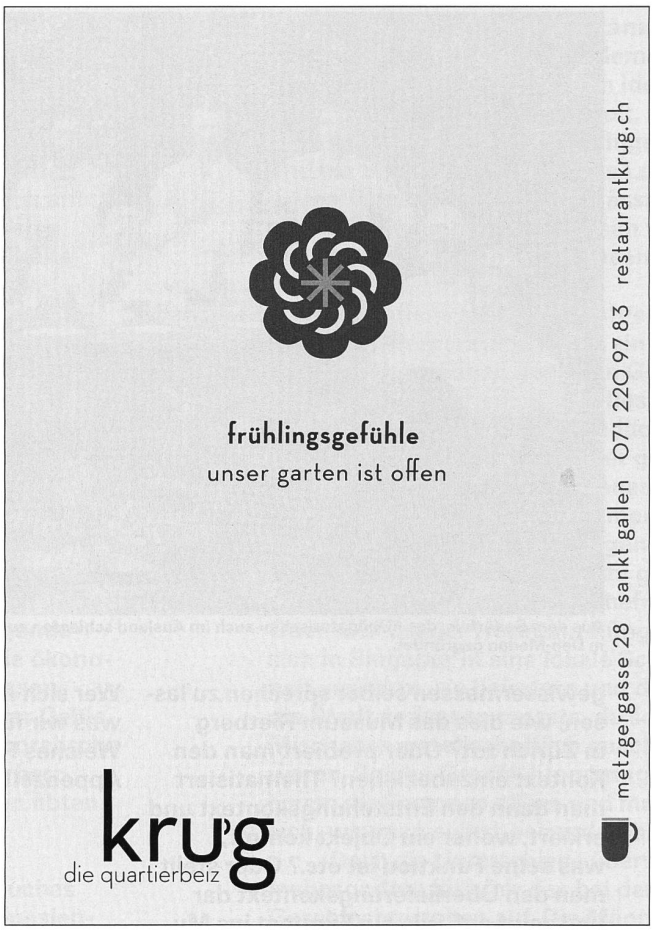
Andreas Zangger, 1967, ist im Aargau und Zürich aufgewachsen und hat in Zürich Geschichte und Philosophie studiert. Nach einer redaktionellen Tätigkeit bei der NZZ hat er sich wieder der Forschung zugewendet. Seine Dissertation *Koloniale Schweiz – ein Stück Globalgeschichte zwischen Europa und Südostasien* erschien 2011. Heute wohnt er mit Frau und Tochter in Amsterdam und arbeitet als freischaffender Historiker.

Die Ausstellung

Die Ausstellung «Ferne Welten – fremde Schätze» wird mit grosser Wahrscheinlichkeit Anfang August eröffnet und bis Herbst 2021 gezeigt.

museum-heiden.ch





Saiten | Workshop

Nachrichtenkompetenz

Eine Medienwerkstatt für Schulen und Organisationen

kklick
Kulturvermittlung Ostschweiz

Journalismus hat in den letzten Jahren eine eigentümliche Prominenz erfahren. Irgendwo zwischen Retterin der Demokratie und vierter Staatsgewalt verortet, herausgefordert durch Fake News und Mircotargeting, kämpft Journalismus um Glaubwürdigkeit und Reichweite.

Nachrichtenkompetenz hilft einer aufgeklärten Gesellschaft, sich im riesigen Angebot von Zeitungen, TV- und Radioprogrammen, Onlineangeboten und Social-Media-Kanälen zurechtzufinden.

Saiten hat deshalb anlässlich des 25-Jahr-Jubiläums eine Medienwerkstatt zur Nachrichtenkompetenz initiiert und in Kooperation mit Christian Müller vom Kultur- und Medienbüro WORT TON WELLE erarbeitet.

Sie richtet sich – entsprechend angepasst – an Schulen der Sek I und Sek II, Berufsschulen oder Fachhochschulen. Auch Unternehmen und Organisationen können die Medienwerkstatt buchen.

Mehr wissen: saiten.ch/medienwerkstatt

Krempel, Kiste, Kugel, Kabel, Kanister, Kehricht, Kasse, Kurs, Kinder, Kegel, Kiosk

BEWEGUNG

Tai Chi und Qi Gong

Tai Chi und Qi Gong in Speicher und Teufen
Tai Chi-Kurse für Anfänger/innen beginnen jeweils im Januar, März und September.
Ins Qi Gong kann man jederzeit und ohne Vorkenntnisse einsteigen.
Die 1. Lektion dient als Probelektion und ist unverbindlich und gratis.
Kursleiter: Guido Ernst, 076 581 42 90, g.ernst@itcca.ch
Weitere Infos auf: www.itcca.ch

BILDUNG

Kleine Kunstschule

Offene Stelle Co-Präsidium
Wir suchen jemanden, ehrenamtlich, der/die gut in der Region vernetzt ist, Organisationstalent hat und sich gerne für die gestalterische Entwicklung von Kindern und Jugendlichen einsetzt.
Wünschenswert wäre Erfahrung in Fundraising und Finanzcontrolling.
www.kleinekunstschule.ch

DESIGN

Für alle

aber sicher nicht irgendwas: von Akt zu Portrait, von Schweissen bis Kettensäge, von Sieb- bis 3D Druck. Öffentliche Kurse an der Schule für Gestaltung www.gbssg.ch

GESTALTEN

Wenn du kein Zwilling bist,

such dir einen: Wie St.Gallen und Schrift; Wie digital und analog; Wie Berufsprüfung Typograf*in und Schule für Gestaltung www.gbssg.ch

KLEIDER

Flick-Hüsli

Kleider flicken direkt am Marktplatz St.Gallen.
Öffnungszeiten: Di-Fr, 11.30 bis 18 Uhr.
Kontakt: Ursula Bühler, 079 871 08 47

KULTURREISEN

Paul Giger live in Chartres

Seminar und Live-Konzert -- Kathedrale Chartres (F) mit Chr.M.Rogez, P.Giger, M.-L.Dähler vom 18.-24.Oktober 2020. Näheres hier: www.paul-giger.ch/news

MUSIK

Saami-Yoik Farner & Tipicamp August

Farner bei Wald ZH 2.August und Diemtigtal BE (Tipicamp) 5-9.August Yoik-Workshop mit Saami-Lehrer Aillo?. Yoik = Saami Naturgesang. Details unter: joik.ch

Sänger*innen gesucht!

Sopran-Sängerin (in SG) mit vielfältiger Erfahrung sucht Alt, Tenor und Bass zum Acapella-Singen. Gesangliche Lust und Leidenschaft teilen, gerne auch auftreten. Kontakt: wuestensingen@gmx.de

NATUR

Heilpflanzen entdecken und erleben

Von Mai bis Oktober 2020 begleiten Sie Heilpflanzen in ihrem Prozess des Wachsens, Blühens und Vergehens. Durch das Beobachten der Naturzusammenhänge beginnen Sie zu verstehen, was eine Pflanze zur Heilpflanze macht und wie sie Ihnen helfend zur Seite stehen kann.
Weitere Informationen: www.der-ganze-mensch.ch, Naturheilpraxis Jacqueline Vogel 071 877 30 90.

RÄUME

mitbenützung atelier

Wer ist interessiert an einer Mitbenützung meines schönen Atelier-Praxis-Raums? Im alten Lagerhaus an der Davidstrasse in St.Gallen können wunderbare 90m2 mit neuen Ideen bespielt werden.
Kontakt: 077 476 49 25

TRINKEN

Schützengarten Betriebsbesichtigung

Besichtigen Sie die älteste Brauerei der Schweiz und überzeugen Sie sich von der einzigartigen Braukunst.
Einmal im Monat um 14 Uhr bieten wir geführte Betriebsbesichtigungen und eine Degustation unserer Biere für Einzelpersonen und Kleingruppen an.

Dauer 2 h, CHF 10 p. P.,
Daten 2020: 4.5., 8.6., 6.7.

Weitere Informationen auf www.schuetzengarten.ch

YOGA

Schwangerschaftsyoga

Schwangerschaftsyoga, Hatha Yoga und Yin Yoga
Tanjas Yogaloft, Mittleres Hofgässlein 3, 9000 St.Gallen
info@tanjas-yogaloft.ch, www.tanjas-yogaloft.ch

Erfolg braucht Bilder

live online
gbssg.ch

HF Fotografie
Dipl. Gestalter/in HF

Infoanlass:
6.5.2020

gbs
sg.ch

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung
Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

Infoanlass
HF Bildende Kunst
14.–16. Mai 2020
Bar, art & talk
Livestream jeweils 19 Uhr
Facebook
Schule für Gestaltung
St.Gallen
gbssg.ch

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung
Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen